

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Aus Tirol

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1880

I. Aus dem Bisthum Brixen

I.

Aus dem Bisthum Triren.

Im Sommer 1876.

Da sich unser hochwürdiger Clerus so gern für den Geschäftsträger der Religion der Liebe und des milden Erlösers ausgibt, auch um die Erziehung und Bildung der christlichen Nationen sehr namhafte Verdienste zu haben behauptet — welche sich freilich in der geringen Erleuchtung der italienischen, spanischen, französischen, tirolischen, ober- und niederbayerischen, westphälischen, brasilianischen und mexikanischen, überhaupt sämmtlicher katholischer Volksmassen nicht recht klar herausstellen — so dient es vielleicht als heilsame Schranke seiner Einbildung, wenn hin und wieder einzelne Akte seiner Liebe, seiner Erziehungs- und Bildungskunst aus dem lokalen Dunkel, in welches sie sich so gerne hüllen, zu allgemeiner Betrachtung hervorgezogen werden.

So fand vor wenigen Wochen zu Schruns im Montavon* ein eigenthümliches Begräbniß statt. Das

* Im südlichen Vorarlberg, wie in Tirol und Graubünden wohnten in ältesten Zeiten bekanntlich die Rätier. Diese wurden
Steub. u. Aus Tirol.

Montavon ist ein interessantes Thal, das im Lande Vorarlberg liegt, von der Ill durchströmt und durch eine hohe Gebirgskette von dem bündnerischen Prätigau getrennt wird. Der vordere Theil der Landschaft, wo die Dörfer Schruns und Tschaguns zu finden, ist warm und fruchtbar; die inneren Thäler sind kühler und weniger ergiebig, aber mit schönen Almen gesegnet. Die Montavoner wandern vielfach in die Fremde und kommen namentlich als Krautschneider bis an den Niederrhein hinunter. Zu Hause

den aber kurz vor Christi Geburt von den Römern unterworfen und bald vollkommen romanisirt. Deshalb bildete sich in jenen Ländern eine romanische Sprache aus, welche sich in Graubünden und in den tirolischen Thälern von Gröden und Enneberg noch bis zum heutigen Tage erhalten hat und auch in Vorarlberg erst während des sechzehnten Jahrhunderts erloschen ist. Es finden sich daher in dem Ländchen außer den deutschen noch sehr viele rhätische und romanische Ortsnamen. Die romanischen sind zum größten Theile und unschwer, die rhätischen aber, wie z. B. Schruns, gar nicht zu erklären. Für Montavon, welches in einer Urkunde von 1393 zum ersten Mal vorkommt und in dieser *Montafun* geschrieben wird, bieten sich aber leider so viele Erklärungen, daß die Auswahl sehr schwierig ist. Man kann nämlich an monte de fonte, monte de fundo, monte d'avone (i. v. a. aquone von aqua), monte d'avante oder gar mit Rücksicht auf Grimm's deutsche Mythologie S. 450 an monte de Fauno denken. — Tschaguns ist ein deutliches (val de) ciconies, Storchenthal. — Die Montavoner sprechen übrigens schon nicht mehr Schruns und Tschaguns, sondern Schru und Tschagu. — Zudrell bedeutet: zu der Ill. — Tschugmel kommt von giugo malo und bedeutet also Bösenjocher. Ganahl ist canale.

sind sie fleißig und betriebsam, mitunter auch etwas tief-sinnig und grüblerisch. Es sollen sich unter diesen Bauern verhältnißmäßig mehr Leute finden, welche Bücher lesen, als in manchen Städten. Gegen die Fremden erweisen sie sich sehr zuvorkommend und höflich. Das Talent, eine Wirthschaft freundlich einzurichten und gut zu führen, ist hier auch nicht selten. Die Gasthöfe zu Schruns haben zwar den ländlichen Typus, der allen unverdorbenen Menschen so sehr behagt, noch weißlich beibehalten, sind aber innerhalb dieser Grenze — ohne Unter- und Oberkellner, ohne „Bougies“ und „Service“ — vortrefflich zu nennen. Der Ruf von den seltenen Reizen dieses Thales und von der Liebenswürdigkeit seiner Bewohner muß in jüngster Zeit sogar bis in die brandenburgische Mark gedrungen sein, denn unter den heurigen Fremden stellte sich plötzlich auch für längeren Aufenthalt der preußische Culturkampfminister ein, welcher zu seiner täglich wachsenden Beliebtheit gleich anfangs einen guten Grund legte, indem er Allen, die ihn mit „Excellenz“ ansprachen, sofort bedeutete, er habe seine sämtlichen Titel in Berlin gelassen und sei lediglich als Dr. Falk in's Montavon gekommen.

In dem wohlgebauten und wohlhabenden Schruns lebte nun unter ärmlichem Dache ein wackerer Schmiedegeselle, der sich Johann Josef Zudrell nannte, im Dorfe aber allgemein „das Schmidli“ hieß. Er war im Jahre 1814 geboren und heirathete mit dreiundzwanzig Jahren eine junge Montavonerin, der er mit inniger Liebe er-

geben blieb, bis sie eine Woche vor ihm starb. Ursprünglich war er Schmiedemeister gewesen, aber da er als solcher unter seinen mächtigen Genossen ohne Capital nicht gedeihen konnte, so verkaufte er seine Werkstätte und ging bei seinem Vetter als Geselle in die Arbeit. Er hatte sich namentlich mit der Verfertigung von Hobeisen für jene Krautschneider zu beschäftigen, welche, wie wir oben erzählt, in die fernsten Länder gehen. Damit verdiente er täglich einen Gulden; ein kleiner Grundbesitz, den er sehr gut zu behandeln wußte, gewährte einigen Zuschuß, und seine Frau, die eine geschickte Blumenzüchterin war, brachte auch etliches Geld in's Haus. So lebte das Schmidli arm, aber ehrlich dahin. Seine Dürftigkeit hielt es nicht ab, zu seinem eigenen Sohne noch den einer verstorbenen Schwester in Pflege zu nehmen, ihn studiren zu lassen und sich mitunter auch neue Bücher zu kaufen. In seinem Innern gährte es nämlich ohne Unterlaß; er dachte immerdar über Staat und Kirche nach und konnte vor lauter Nachdenken manche Nacht nicht einschlafen. Um nun zu erfahren, was andere Denker über dieselben Dinge herausgebracht, verwandte er seine Mußestunden am liebsten auf die neue deutsche Literatur, namentlich auf Journale und populär philosophische Werke, welche ihm seine guten Freunde von Zeit zu Zeit aus Feldkirch schickten. Er wollte aber über seine geistigen Errungenschaften auch mit andern Leuten reden, ja trotz seiner Bescheidenheit mit ihnen disputiren und hatte als schlagfertiger Dialectiker schon früh einen gewissen Ruf erworben.

Zu solchem Ideenaustausch wählte er aber immerhin lieber die studirten Leute, als die ungeschulten, und wie früher mit dem verstorbenen Dr. Bonbun, dem Sammler der vorarlbergischen Sagen, so pflog er später seine Zwiesgespräche auch mit dessen Nachfolger, dem vielbelesenen Dr. Huber zu Schruns, ja es war ihm keine kleine Freude, wenn er sich zuweilen sogar mit gebildeten Touristen auseinandersetzen, sie widerlegen oder von ihnen lernen konnte. In den letzten Sommern mehrten sich diese Gelegenheiten, denn sein leiblicher Sohn hatte sich als Fremdenführer aufgethan. Die Alpenfahrer, die ihn suchten, und unter ihnen oft sehr bekannte Namen, kamen seitdem gern in das unansehnliche Häuschen, durchstöberten die Büchersammlung und plauderten lange mit dem Alten, dessen Wissen sie Alle überraschte.

Auch in religiösen Dingen pflegte das Schmidli selbst zu denken und sich eine gewisse Freiheit der Forschung einzuräumen, was ihn den geistlichen Herren sehr verdächtig machte. Das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit wollte ihm eben so wenig einleuchten, wie dem großen Ketteler und den anderen deutschen Bischöfen, nur daß der Montavoner Schmiedgeielle weniger Schmiegsamkeit bewies, weil er keine Gründe zu verlieren hatte. Da er seine Meinung über jene katholische Errungenschaft unverhohlen aussprach, so entstand ein kleiner Anstoß mit der Priesterschaft und deshalb ging Budrell heuer nicht mehr zur österlichen Beichte. Er war eben in allen Stücken ein gerader, wahrheitsliebender Mann, der für

seine Ueberzeugung überall offen eintrat, obgleich er nur vom Taglohn lebte. Darum wurde er auch von allen Schrunfern geachtet und von seinen engeren Freunden hochgeschätzt.

Sein ganzes Wesen erinnerte merklich an seinen Landsmann Franz Michael Felder, den bäuerlichen Philosophen aus dem Bregenzer Walde, dessen Leben uns Hermann Sander sehr gut beschrieben hat. Es ist 1876 zu Innsbruck in der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung in zweiter vermehrter und verbesserter Auflage erschienen und enthält außer der Lebensbeschreibung auch einen sehr lesenswerthen Bericht über die Anstände und Schwierigkeiten, welche der Pfarrer von Schopernau erhob, als die Verehrer des Verewigten daran gingen, ihm auf dem dortigen Friedhose ein Denkmal zu setzen.

Aber auch der wackre Zudrell kam zu sterben, und man meldete dem Herrn Pfarrer von Schrunß den Todesfall. Dieser saßte Bedenken und meinte, das Schmidli sei, wenn nicht ein Heide, doch ein arger Ketzer und „Verfassungsfreund“ gewesen; sei neulich hinter die österliche Beichte gegangen, habe lasterhafte Bücher gelesen und auch manche neuere Glaubenswahrheiten nicht sehr fest geglaubt. Er müsse nach Brigen telegraphiren; von dort gehe alle Weisheit aus. Was daher kommen würde, war leicht vorauszusehen, denn die Brigener fordern das Jahrhundert gerne in die Schranken. Es erging also der Bescheid, dem todten Schmidli, wenn es zu Grabe getragen würde, die clericale Begleitung gänzlich zu verjagen.

Der selige Judrell hatte aber zwei Söhne hinterlassen, einen leiblichen, welcher, wie schon gemeldet, Fremdenführer, dazu Holzschnitzler, aber leider auch ein Bücherleser, und den Pflegling, Namens Tschugmel, welcher Lehrer an der Lehrerbildungsanstalt zu Innsbruck geworden ist. Beide nahmen das Brigener Orakel mit Ruhe entgegen, schrieben aber sofort mit eigener Hand drei sogenannte Parteizettel, hefteten sie an drei Schrunser Häuser an und luden „nur auf diesem Wege“ zum Leichenbegängniß ihres Vaters ein, das am Freitag den 28. Juli, Nachmittags halbzwei Uhr, stattfinden sollte.

Indessen lief die Kunde von diesen Vorgängen bald nach Bludenz und nach Feldkirch, den beiden gebildeten und freisinnigen Städten des Walgaues. Die Freunde des Verstorbenen und der Verfassung waren rasch entschlossen, sich zusammen zu thun, dem theuern Landsmanne die letzte Ehre zu erweisen und, so weit es blinden Laien möglich, dem Begräbniß Anstand und Würde zu verleihen. Drum zeigte sich auch am besagten Freitag auf dem einzigen Sträßchen, das in's Thal führt, ein ungewöhnliches Leben. Viele Landleute, Männer und Weiber in feiertäglicher Tracht, sowie eine große Anzahl von Gefährten waren in Bewegung und strebten gegen Schruns in seinem grünen Winkel.

Zur angesagten Stunde versammelten sich die Leidgäste vor des Schmidli anspruchsloser Behausung. Es mochten ihrer hundert erschienen sein, was für Manche, namentlich jene aus dem Dorfe, immerhin ein Wagniß, denn die

Vergeltung wird nicht auf sich warten lassen. Die Bürgermusik von Bludenz, in gleicher schmurcker Tracht, eröffnete den Zug und stimmte, statt des versagten Glockengeläutes, Beethoven's Trauermarsch an. Ihr folgte der Sarg, den sechs ehrenfeste Bürger von Schruns auf die Schultern genommen hatten; nach diesem gingen der Kreuzträger mit dem umflorten Kreuze, der Sohn und Pflegeohn und die Leidtragenden aus Nah und Fern, darunter der Reichstagsabgeordnete Rudolf Ganahl, der Bezirkshauptmann Neuner von Feldkirch und andere angesehene Herren und Frauen.

Als sie im warmen Sonnenscheine auf dem Friedhofs angekommen waren, trat Herr Dr. Huber aus Schruns vor das offene Grab, erhob seine Stimme und dankte Allen, die durch ihr Hiersein zeigten, daß sie den von der römischen Kirche Verstoßenen nicht als Verstoßenen aus der Christenheit betrachteten, Allen, die dem für das Recht der freien Ueberzeugung mit der Fahne in der Hand gefallenen Kämpfer das letzte Geleit gegeben. Er schloß mit der Aufforderung, für den Dahingeshiedenen das Vaterunser, „das gemeinsame Gebet der Christen“, zu beten, worauf alle Anwesenden mit lauter Stimme seinem Ansinnen entsprachen. Hierauf legte Herr Rudolf Ganahl, „als Führer und Vertreter der liberalen Partei im Lande“, einen von den Bludenz'er Verfassungsfreunden gespendeten Kranz auf das Grab „des wackern, unerschrockenen Streiters für Freiheit, Wahrheit und Recht“ und nach diesem setzte Herr Heim, der Redacteur der Feldkircher Zeitung, das umflorte Kreuz in die Erde, „das Zeichen der Liebe und

der Veröhnung“, worauf Christian Zudrell, der Sohn, der Fremdenführer und Holzschnitzler, mit bewegter Stimme allen Anweisenden für ihre ehrenvolle Theilnahme dankte. So endete ein Leichenbegängniß, dem zwar der Pfarrer und das Glockengeläute, nicht aber Andacht, Ernst und würdige Feierlichkeit fehlten. Ersterer war an diesem Tage in die Berge gegangen, um nicht zusehen zu müssen, wie der Verstorbene geehrt wurde.

Uebrigens lag es sehr nahe, bei dieser Gelegenheit an eine Geschichte zu denken, die sich vor zwei Jahren zu Hittisau im Bregenzer Wald ereignet hat.

Damals erhob sich in jener Gegend, ja eigentlich in ganz Vorarlberg und den angrenzenden Landschaften eine große Aufregung und die Leute von Hittisau waren in den Landeszeitungen ein stehender Artikel. Der Zusammenhang ist aber folgender:

Damals lebten zu Holgenach, das eine Viertelstunde von Hittisau entfernt ist, zwei Brüder, welche Knapp hießen, als Lehrer an der Volksschule. Diese waren bei allen ultramontanen Hezereien stets unter den ersten, bei Wallfahrten immer die lautesten Vorbeter, im Casino die feurigsten Redner gegen „die infernalische Intelligenz“, gegen Lutheraner und Freimaurer. Deswegen waren sie auch die innigsten Freunde und Bundesgenossen aller geistlichen Herren der Gegend, ohne sich jedoch die Achtung anderer Ehrenmänner erwerben zu können. Ja, sie empfanen viel Ärger und Betrübniß, daß ihnen letztere ganz sichtbarlich aus dem Wege gingen.

Um nun diese anständigen Leute zu züchtigen, hielt der Beneficiat von Hittisau am 1. März 1874 eine Festtagspredigt, welche sich zu einer begeisterten Verherrlichung der beiden Lehrer, zu einer Vernichtung ihrer Gegner ausgestaltete. In der guten alten Zeit hätte man vielleicht gefragt, ob derlei weltliches Zeug auf die Kanzel gehöre, allein in den jetzigen Kriegsläufteu behandeln die geistlichen Herren ihre persönlichen Stänkereien am liebsten auf jener Stelle, wo sie das Wort Gottes und die Lehre von der christlichen Liebe verkündigen sollten.

Aber siehe da — wenige Tage nach jener Predigt machte ein Schulmädchen seiner Mutter Eröffnungen, die diese mit Schrecken und Abscheu erfüllten. Es blieb aber nicht bei dem ersten Falle; in kurzer Zeit kamen deren vier und zwanzig an das Licht. Als die Sache ruchbar geworden, ging der eine der Brüder in den Wald und erhenkte sich; der andere fiel in die Hände der Gerechtigkeit und wurde zur Aburtheilung vor dem nächsten Schwurgericht nach Feldkirch gebracht. Der besagte Selbstmörder war aber kaum von seinem Baume abgeschnitten, als ihn der ehrwürdige Clerus von Hittisau auch schon als Märtyrer mit ungewöhnlicher Feierlichkeit bestattete, wogegen man, wie erzählt, dem tugendhaften Schmidli zu Schruns ein christliches Begräbniß als einem Abtrünnigen versagen zu müssen glaubte.

Am nächsten Pfingstsonntag bestieg der Beneficiat wiederum die Kanzel, hielt mit apostolischer Weltverachtung eine Trauerrede über das unverdiente Schicksal

seiner „edlen Freunde“ und verwünschte jene Eltern, welche das fluchwürdige Geschäft der „Denuncianten“ übernommen. Die Märtyrer seien zu Grunde gegangen an der Schlechtigkeit dieser Welt und der Selbstmörder sei glücklich zu preisen, daß er jetzt ihrer Hinterlist entrückt sei. Die Anzeiger aber seien viel schlechtere Menschen, als jene Unglücklichen. Wenn dein Bruder fehlt, sage Christus, so ermahne ihn im Stillen. Mehr wolle selbst der Heiland nicht! Nur die teuflische Bosheit der Denuncianten habe jene entsetzlichen Vorfälle herbeigeführt. Das ländliche Publikum ist schon dermaßen heruntergekommen, daß es damals nur mit schadenfrohem Gelächter aus der Kirche ging. „Heut hat er's ihnen wieder hinein gesagt“. Nach all diesem wurde der Kampf auch mit den bekannten Waffen fortgeführt; die „Denuncianten“ erhielten Brandbriefe, die mit Einäscherung ihrer Hütten drohten, die Mädchen wurden angeleert, ihre Geständnisse zurückzunehmen u. s. w.

Wenn wir nicht unser Altbaiern hätten, könnten wir in Vorarlberg über die Nützlichkeit des Ultramontanismus einige ausgiebige Studien anstellen. Vor dreißig Jahren ein friedliches, aufgeklärtes, bis in die letzte Hütte dem Fortschritt ergebenes Ländchen, ist es jetzt voll Leidenschaft, Haß und Grimm. Auf alle Bildungsmittel wird gefahndet, die Intelligenz als unchristliches Gift verschrien und die folgsame Menge, die sich nicht von der Kanzel herunter verschimpfen lassen will, gegen die denkende Minderzahl gehetzt. Und gleichwohl will die Kirche die Erzieherin und Lehrerin der Völker sein!

Doch lassen wir diese Geschichten — in unserer Zeit gehen Niemand mehr die Augen auf. Der Reliquien-cultus nimmt in Germanien einen neuen Aufschwung, seitdem die päpstlichen Journale selber sagen, daß man den dummen Deutschen für ihr gutes Geld nur falsches Gebein verhandelt habe, der Peterspfennig wird den armen Leuten noch immer abgeschwindelt und in den Vatican geschickt, wo doch liederliche Cardinäle Millionen bei Seite zu räumen wissen, und unsere katholischen Grafen und Herren übergeben ihre Söhne wieder denselben Jesuiten, die schon ihre Großväter verunehrt haben.

Der andere Lehrer, den man damals eingefangen, wurde übrigens bald darauf in Feldkirch zu acht Jahren schweren Kerkers verurtheilt. Er hatte sich mit ekelhafter Scheinheiligkeit zu vertheidigen und alle seine Schandthaten abzuleugnen versucht. Auch der Herr Beneficiat erhielt für seine schönen moralischen Sprüche wegen Aufwiegelung eine Gefängnißstrafe von acht Tagen.

Bei jenem Leichenzuge zu Schruns kam uns aber noch ein anderer in Erinnerung, der vor fünf Jahren auch in einer Stadt am Eisack die Gemüther beträchtlich erregt hat. Am 21. Juni 1871 verschied nämlich im Gasthof zum Elephanten zu Brigen ein junger Ingenieur protestantischer Confession, Herr Leopold von Maczynski aus Altona, der in Meran keine Genesung gefunden und sich daher wieder nach der Heimath gesehnt hatte.

Mutter und Schwester, die bei ihm waren, gedachten nun, an den protestantischen Pastor in Meran zu tele-

graphiren und ihn zum Begräbniß zu laden, allein der Herr Stadtpfarrer war auch schon da und erklärte, daß nach einem Beschlusse des hochwürdigsten Ordinariates ein protestantischer Geistlicher in Brixen überhaupt keine kirchliche Function vollziehen dürfe. Seine passive Assistenz sagte der Herr Stadtpfarrer allerdings zu, was die erwähnten Damen in Ermangelung eines Besseren annahmen — aber Seine Hochwürden zogen später dennoch vor, durch ihre Abwesenheit zu glänzen. In der Stadt des heiligen Cassian kennt man die Liebe, wenigstens die christliche, nicht. Eigentlich wollte man die Kegerleiche auch in der christkatholischen Todtencapelle nicht aufnehmen; da jedoch der Elephantengasthof schon überfüllt war, so mußte sie gleichwohl dort untergebracht werden, wobei sich denn etliche schon weidlich gehegte Brixner gar christlich darüber aufhielten, daß man „den crepirten Lutheraner“ in ihr Heiligthum einlasse. Endlich kam es zum Leichenzuge, welcher sich still und feierlich zur „Grabstätte der Katholiken“ begab. Diese ist ein kleiner Pferch, der an den katholischen Friedhof angeleimt ist, mit einem ärmlichen Mäuerlein umgeben, mit einem ärmlichen Gatter und einem ärmlichen Schilde, auf welchem jene Aufschrift steht. Der Elephant hatte die Leuchter geborgt, das Crucifix und andere Nothwendigkeiten aber waren im Laden gekauft worden, weil weder das Spital noch die Pfarrkirche die geweihten Gegenstände zu solchem Gebrauche herleihen wollte. Zufällig war nun damals der Feldmarschalllieutenant Graf von Castiglione auf der Durchreise in Brixen, bekanntlich

ein edler, geistreicher Mann. Dieser stellte sich, ärgerlich über solches Treiben, in voller Uniform an die Spitze des Zuges und warf auch die erste Schaufel Erde auf den Sarg. Darauf trat die Gemahlin des Bezirkshauptmanns von Ghizzali muthig hervor und betete mit lauter Stimme ein Vaterunser am Grabe, und alle Anwesenden stimmten gehobenen Herzens ein. Und wie die leicht bewegliche Menge einmal ist — als sie gewahrt hatte, daß sich solche Leute an der Trauerfeier betheiliget, und daß die Frau Bezirkshauptmännin vorgebetet, brach neuerdings ein Murren aus. „Die katholischen Pfaffen hätten der Leiche doch etwas mehr Ehre erweisen können, denn ein Protestant ist doch auch ein Christ, so zu sagen.“

Das marmorne Grabmal, das bald nachher aufgerichtet wurde, ist übrigens seitdem von fanatischen Händen schon öfter beschädigt worden. Dazu finden sich in diesen Kreisen immer willfährige Kräfte.

Solche seltsame Geschichten sind im Bisthum Brigen nicht selten zu erleben.

Der jetzige Fürstbischof von Brigen, Herr Vincenz von Gasser, ist ein geistreicher Mann, der in aller Wissenschaft auf der Höhe des Jahrhunderts steht. Er lebt in seiner Burg fast ohne Fehl und Sünde, pflegt in seinem Haushalte äscetische Einfachheit und verwendet alle Einkünfte, die ihm nach seinem geringen Bedarfe übrig bleiben, auf Zwecke, die er für heilsam hält. Im Umgang beobachtet er eine Feinheit, welche seine Landsleute nur selten erreichen. Er hat selbst unter den Männern keinen per-

jünglichen Gegner, und die Weiber bitten alle knieend um seinen Segen, wenn er würdevoll durch Brizens stille Gassen wandelt. Immer ist es schade, wenn ein solcher Mann jetzt Bischof wird. Je mehr Verstand er besitzt, desto mehr muß er ja opfern.

Wie schön ist der Voratz, einem blinden, verwahrlosten Volke die Augen zu öffnen, seine Erziehung und Aufklärung zu übernehmen, eine unwissende träge Clerisei für Wissenschaft und geistige Thätigkeit zu erwärmen, die gebildeten Männer und Frauen, die den „Pfaffen“ ausweichen, wieder mit ihnen zu versöhnen, Alle die eines guten Willens sind, für die Gemeinsamkeit des christlichen Zieles, die Veredlung der Menschheit, zu begeistern, auf diese Art den ganzen Sprengel umzuformen und ihn voll neuen erfreulichen Lebens dem Nachfolger zu hinterlassen!

Die Parabel von dem vergrabenen Pfunde scheint doch anzudeuten, daß auch im Katholicismus der geistige Fortschritt nicht verboten sei. Oder soll die Kanzel immer nur zu politischen Hezereien, nicht auch zu vernünftigen Zwecken verwendet werden? Wäre es nicht des Versuches werth, nach unzähligen Milliarden abgeleiteter Vaterunser einmal auch eine neue Idee in diese verödeten Geister zu leiten? Der gestirnte Himmel, der Bau der Welt und der Erde, der verschiedenen Geschöpfe, sie sind ja auch lauter Wunder, die von der Weisheit Gottes zeugen und das menschliche Herz nicht minder erheben, als die Wunden der Jungfer Lataou und andere Jesuitenschwänke. Durch solche Bestrebungen würde der Stand der Priester allen

Menschenfreunden theuer werden; er würde wieder wie vor Zeiten nicht nur der erste, sondern auch der geachtetste im Lande sein.

Zur Zeit wird freilich jeder neue Bischof, der aus dem stillen Bücherleben in die geistliche Praxis tritt, schon in den Flitterwochen wahrnehmen, daß das Christenthum in seinem Sprengel noch gar nicht angebrochen ist. Gottvater lebt bekanntlich „im Austraß“; der heilige Geist hat seine Functionen eingestellt (daß er beim Vaticanum mitgewirkt, wird ja allgemein als Fabel anerkannt); von dem guten Herrn Jesu Christ geht noch mitunter die Rede, aber er hat sich doch eigentlich auch in's Privatleben zurückgezogen und dafür in dem Herzen der Mansell Ma-coque eine Commandite auf Erden gegründet, deren Actionäre mehr himmlische Vortheile ziehen sollen, als er sonst selbst zu gewähren geneigt ist. Die Weltregierung hat die Mutter Gottes übernommen; wo ihre Fürsicht nicht ausreicht, treten die lieben Heiligen ein, welche durch Gelübde, Geschenke, Processionen und Wallfahrten bestochen werden müssen. Eine Andacht, eine Feierlichkeit folgt der andern; die beste Arbeitszeit geht in der Kirche auf, und das Volk wird trotz seiner Heiligkeit täglich ärmer und bedauernswerther.

„O du grundgütiger Himmel!“ sagt der neue Bischof nach solchen Betrachtungen seufzend zu sich selber. „Wir leben doch Alle noch mitten in der blödesten Vielgötterei, im blindesten Heidenthume. Aber es soll Licht werden! Herr Generalvicar, lassen Sie sofort einen aufgeweckten

Hirtenbrief hinausgehen; sagen Sie, daß der bischöfliche Stuhl auf die bisherige Naivetät seiner Diöcesanen verzichte! Sie sollen lernen, aufgeklärt, gebildet werden! Nicht die Freimaurer sind das größte Uebel, sondern die Dummheit! Fort mit dem heidnischen Trödel! Laßt uns endlich Christen werden!“

Aber der Herr Generalvicar weist zuerst über die Berge nach Rom, wo der heilige Vater vor dem Bambino kniet, während der Vatican sein Medusenhaupt schüttelt und spricht dann: „Lassen wir's lieber beim Alten! Jetzt pickt noch Alles zusammen, aber wenn wir z. B. nur das Märlein von Adam und Eva wegblasen, so rumpelt das ganze künstliche Gerüst über einander. Wenn wir die Bauern so klug machen, so glauben sie uns nichts mehr. Wir haben uns bisher mit Messeseilen und Sündenvergeben kunstlos, aber anständig durchgeschlagen. Sollen wir nun selbst den Ast abjagen, auf dem wir sitzen? Fort, ja fort, aber nicht mit dem süßen Heidenthume, das uns ja nie geschadet, sondern, wie die Honoratioren des Oberinnthales schon längst begehrt, fort mit der infernalischen Intelligenz, die uns jenes nie ersetzen kann!“

So mag es seiner Zeit Herrn Vincenz Gasser ergangen sein. Auch er gedachte vielleicht, den schlummernden Geist seiner Herren und Ritter, seiner Bürger und Bauern zu wecken und im Brigener Bisthum ein geläutertes Christenthum einzuführen, aber auch er wurde von der römischheidnischen Strömung fortgerissen. Um volles Vertrauen zu gewinnen, schritt er aber im heidnischen Geiste bald

ebenso energisch einher, wie er's ursprünglich im christlichen gewollt. Am vollständigen Opfer seines Intellects sollte Niemand zweifeln.

So ließ er denn seine Bischofsjahre in lauter unnützen Bestrebungen verlaufen. Hauptsächlich lag ihm der Widerstand gegen jede Verbesserung im Schulwesen und die Erhaltung der „Glaubenseinheit“ am Herzen. In diesen Stücken folgte eine Heberei der andern. Wie seine baierischen Kampfgenossen hat aber auch er nur eine Niederlage nach der andern zu verzeichnen. Auf seiner Seite ist seit zwanzig Jahren nicht der mindeste Fortschritt zu bemerken; Alles, was etwa bessere Zeiten verspricht, geht von den Liberalen aus. Von Allem, was er angestrebt, hat er nichts erreicht. „Qui nihil fecit!“ werden eines Tages selbst seine Verehrer von ihm sagen.

Im Frühling 1879.

Der ehrwürdige Bischof von Brixen, Vincenz Gasser, hat in den letzten Wochen — am 6. April — das Zeitliche gesegnet, und scheint das hochwürdigste Ordinariat über die Begräbnisse der Protestanten seitdem schon eine mildere Anschauung gewonnen zu haben.

Am 2. Mai erhielt nämlich Herr Hans Heiß, der Besitzer des Gasthofs zum Elephanten, des Morgens ein Telegramm, welches ihm verkündete, Fräulein A. aus Holstein sei zu Arco mit dem Wunsche verschieden, daß

ihre irdlichen Reste in deutscher Erde und zwar auf dem Friedhofe zu Brigen ruhen sollen. Die Leiche werde um Mittag in dieser Stadt ankommen. Herr Heiß ließ nun sogleich ein Grab eröffnen und zur bestimmten Zeit brachte auch die Eisenbahn den angekündigten Sarg. Mit ihm erschien Herr Richter, der protestantische Pastor von Meran, ein junger, stattlicher und sehr gebildeter Herr, ein Mecklenburger von Geburt. Herr Heiß hatte nicht mehr Zeit gefunden, die Honoratioren der Stadt, die sich wohl gerne eingestellt hätten, zu dem Begräbniß zu laden und so waren also er und ich die einzigen Leidgäste. Von den Verwandten waren eine junge Schwester der Dahingeschiedenen und ein Bruder herbeigekommen.

Als sich die Nachricht, daß ein protestantisches Leichenbegängniß bevorstehe, in der Stadt verbreitet hatte, waren sofort, da eben Mittag und sohin Feierstunde eingetreten, ziemlich viele von den mindern Leuten jeglichen Alters und Geschlechts zur Hand und stellten sich erwartungsvoll um die niedere Mauer des kleinen Pferchs. Etliche Gassenjungen, die sich auf jene gesetzt, schienen anfangs durch Schreien und Lachen sich unangenehm machen zu wollen, wendeten sich aber sofort zum Guten, als der Priester im schwarzen Talar sein Amt begann. Nachdem der Sarg eingesenkt worden, kniete die Schwester der Verstorbenen schluchzend vor dem Grabe nieder; der Herr Pastor aber verrichtete zuerst die kirchlichen Gebräuche und schloß diese dann mit einer ächt christlichen, zu Herzen gehenden Grabrede. Es war eine rührende Feierlichkeit!

Als sich die Leute wieder verließen, schienen sie mit dem ganzen Vorgange sehr zufrieden zu sein und einen erbaulichen Eindruck mitzunehmen. Einer der Männer ließ sich also vernehmen: „Schön hat er gesprochen und kein Wörtel hat er gesagt, was die unsrigen nicht auch sagen!“

Das hochwürdigste Ordinariat hatte dies Mal nichts von sich hören lassen.